
Wer ist ein Experte?

Wissenssoziologische Grundlagen des Expertinneninterviews

2

Wir möchten nun dem Begriff des Experten etwas genauer nachgehen. Dies ist keine bloße akademische Pflichtübung. Tatsächlich ist ja das Experteninterview zunächst – anders als andere Formen des qualitativen Interviews – nicht über eine bestimmte methodische Vorgehensweise definiert, so wie dies z. B. beim problemzentrierten Interview (Witzel und Reiter 2012), beim episodischen (Flick 2011b) oder beim narrativen Interview (Schütze 1983) der Fall ist. Das Experteninterview definiert sich vielmehr – jedenfalls der unmittelbaren Wortbedeutung nach – über den Gegenstand seines Interesses: den Experten. Diese Tatsache ruft immer wieder Kritik hervor. Kann sich eine Methode sinnvoll über den Kreis der Untersuchungspersonen bestimmen? Ein zentraler Einwand lautet: Es gebe schließlich ja auch nicht das „Beamteninterview“ oder das „Hausfraueninterview“ (Kassner und Wassermann 2005).

Im Folgenden wollen wir zeigen, dass derartige Einwände zu kurz greifen. Aber dazu ist es notwendig, in die soziologische Debatte um den Experten einzusteigen. Genauer gesagt: Erst über den Umweg der Wissenssoziologie wird deutlich, was unser eigentliches Erkenntnisinteresse ist, wenn wir Experteninterviews zum Zweck der Theorieentwicklung (also jenseits der bloßen Informationsbeschaffung) durchführen. Der wissenssoziologische Zugang schließt an unser Alltagsverständnis vom Experten an; gleichzeitig nimmt er wichtige Präzisierungen vor. Dies wird deutlich, wenn wir zunächst kurz resümieren, was gemeinhin unter „Experte“ verstanden wird.

Im Begriff des Experten steckt die lateinische Sprachwurzel „expertus: erprobt, bewährt“. Dieses „expertus“ leitet sich von einem Verb her, das es nur in der Passivform gibt, nämlich „experiri: prüfen, ausprobieren“. In Lexika werden Experten gewöhnlich als Sachverständige, Fachleute, Kenner charakterisiert. Der Experte ist jemand, so heißt es in der *Encyclopaedia Britannica*, der sachkundig ist und über Spezialwissen verfügt.

Als soziale Rolle etabliert sich der Experte erst im 19. Jahrhundert, im Zuge der Ausdifferenzierung der Gesellschaft (Stehr und Grundmann 2010). Im Zuge der fortschreitenden Industrialisierung entwickelt sich ein für Innovationen zuständiger gesellschaftlicher Teilbereich von Wissenschaft und Technik. Die in diesem – dem gesunden Menschenverstand und Alltagswissen nicht unmittelbar zugänglichen – Bereich Kundigen sind die Experten. Sie werden daher oft und noch bis in unsere Zeit als wissenschaftlich-technische Experten bezeichnet (vgl. etwa Bell 1979).

Expertenwissen und Expertise spielen inzwischen in (post-)modernen Gesellschaften eine zentrale Rolle, und zwar nicht nur in Technik und Wissenschaft, sondern in praktisch allen Bereichen des Lebens (Giddens 1991). Wir handeln in vielen Fällen nicht (mehr) intuitiv oder traditionsgeleitet, sondern auf Basis wissenschaftlicher Expertise – bei der Wahl des Studienorts genauso wie in Ernährungsfragen, bei Gesundheitsproblemen oder in der Kindererziehung. Diese Verwissenschaftlichung bzw. Wissensabhängigkeit vieler Lebens- und Arbeitsbereiche hat zur Plausibilität der Diagnose beigetragen, dass wir heute in einer Wissensgesellschaft leben (dazu im Überblick: Bogner 2012).

Die Wissenschaftssoziologie hat darauf hingewiesen, dass maßgebliche Expertise heute nicht mehr nur von der Wissenschaft, sondern praktisch in allen Bereichen der Gesellschaft produziert wird, in Think Tanks, NGOs, Unternehmen und Bürgerbewegungen (Nowotny et al. 2001). Die Ubiquität und Diversität von Expertise hat freilich nicht zur Präzisierung des Expertenbegriffs beigetragen, im Gegenteil. Das Anforderungsspektrum unserer technisierten Umwelten trägt vielmehr zum Eindruck bei, dass wir mittlerweile bereits alle auf irgendeine Art zu Experten geworden seien. Und nicht nur das: In dem Maße, in dem unsere Lebens- und Karrierewege immer weniger von Gewohnheiten und Traditionen abhängen und wir immer mehr als Planungsbüro unserer eigenen Biographie fungieren (Bröckling 2007), sind wir gezwungen, uns in vielen Dingen schlau zu machen, um keine Chancen zu verpassen.

2.1 Alle Menschen sind Experten?

Wenn also in modernen Gesellschaften jeder und jede Einzelne zwangsläufig zum Experten in eigener Sache geworden ist, sprich: in bestimmten Bereichen über Sonderwissen verfügt – sind dann nicht alle Menschen Experten? sind nicht alle Experten ihrer selbst?, wie es Schütze den Erzählern ihrer Biografie unterstellt (Schütze 1983). Es gibt innerhalb der Methodenliteratur namhafte Autoren, die einen solchen weitgefassten Expertenbegriff vertreten. Gläser und Laudel schreiben: „Ex-

perten sind Menschen, die ein besonderes Wissen über soziale Sachverhalte besitzen“ (2004, S. 10). Ein solcher Expertenbegriff betont die Nivellierung des Gefälles zwischen Laien und Experten; in diesem Sinne ist er herrschaftskritisch. Allerdings besteht eine Gefahr darin, dass man weiterhin bestehende soziale Unterschiede zwischen Experten und Laien einfach per Begriffsdefinition einebnen.

Reale Ungleichheiten, die – trotz aller Demokratisierungstendenzen – eben doch nicht verschwunden sind (man denke an fortbestehende Hierarchien in Unternehmen oder Asymmetrien zwischen Ärzten und Patienten), können nicht einfach begrifflich geleugnet werden. Deswegen erscheint uns ein solcher Expertenbegriff nicht zielführend. In methodischer Hinsicht hätte er außerdem die unbefriedigende Konsequenz, dass man alle Formen qualitativer Interviews unter das Label „Experteninterview“ subsumieren könnte oder müsste.

2.2 Der Experte – ein Konstrukt des Forschers?

In der Methodendebatte zum Experteninterview haben verschiedene Autoren darauf aufmerksam gemacht, dass der Experte – wenigstens bis zu einem gewissen Grad – das Konstrukt unseres Forschungsinteresses ist (Meuser und Nagel 2009; Pfadenhauer 2009). Das heißt: Experte-Sein ist keine personale Eigenschaft oder Fähigkeit, sondern eine Zuschreibung. Diese Zuschreibung findet in der Praxis statt, wenn wir aufgrund unseres spezifischen Forschungsinteresses bestimmte Menschen mittels unserer Interviewanfrage als Experten adressieren. Richtig daran ist natürlich, dass wir im Interview die gewählten Experten in der Tat dazu anregen, sich als Experte zu präsentieren und zu inszenieren (Pfadenhauer 2003).

Allerdings ist der Experte natürlich nicht ausschließlich ein Geschöpf von des Forschers Gnaden. Er kann nicht allein ein individuelles Konstrukt sein. Schließlich greifen wir bei der Expertenauswahl in der Regel auf Personen zurück, die gemeinhin als Experten gelten; wir rekurrieren also immer auch auf gesellschaftliche Konventionen. Im Regelfall gelten Experten als Personen, die in herausgehobenen sozialen Positionen und in solchen Kontexten handeln, die sie als Experten kenntlich machen; sie sitzen beispielsweise in einer Expertenkommission, einem Beratungsgremium, haben einen Professorentitel und Ähnliches mehr. Kurz gesagt: Experten sind Angehörige der „Funktionselite“ (Meuser und Nagel 1994, S. 181). Allerdings: Würden wir uns in unserer Expertendefinition ausschließlich darauf verlassen, wer gegenwärtig als Experte gilt, bestünde offensichtlich die Gefahr, dass wir uns unkritisch auf geltende Konventionen verlassen.

Das heißt für uns: Wer der gesuchte Experte ist, definiert sich immer über das spezifische Forschungsinteresse und die soziale Repräsentativität des Experten gleichzeitig – der Experte ist ein Konstrukt des Forschers *und* der Gesellschaft.

Damit sind wir in unserer Begriffsdiskussion zwar schon ein Stück weit gekommen, jedoch noch lange nicht am Ende. Wir haben festgehalten, dass landläufige Expertendefinitionen auf das (besondere) Wissen der Expertinnen abheben, und sei es in kritischer Absicht („Alle Menschen sind Experten“). Benennen wir dies zunächst als den Wissensaspekt der Expertendefinition. Außerdem wurde deutlich, dass wir die gesuchten Expertinnen in herausgehobenen Positionen suchen werden und dass wir ihnen in der Regel ein hohes Maß an Prestige und Einfluss zuschreiben. Dies nennen wir den Machtaspekt des Expertentums. Das heißt, zwar sind bislang sowohl der Wissens- wie auch der Machtaspekt thematisiert worden – die Beziehung dieser beiden Aspekte ist im Hinblick auf eine konkrete Expertendefinition jedoch ziemlich unscharf geblieben. Deswegen gehen wir noch einmal genauer auf die Frage ein, worin die Besonderheit des Expertenwissens besteht und damit in die Wissenssoziologie zurück.

2.3 Was ist das Besondere am Expertenwissen?

Die frühe Wissenssoziologie hat auf die Struktur des Expertenwissens fokussiert. Betont wurde etwa, dass der Experte mit sicherem und eindeutigem Wissen handle, das ihm jederzeit kommunikativ und reflexiv verfügbar sei – im Gegensatz etwa zum Laien (Schütz 1972). Im Anschluss an Schütz wurde argumentiert, dass das Expertenwissen komplex integrierte Wissensbestände umfasse und außerdem konstitutiv auf einen professionellen Funktionskontext bezogen sei (Sprondel 1979). Beide Aspekte – sowohl die berufsförmige Verengung des Expertenbegriffs als auch die Annahme einer besonderen Reflexivität des Expertenwissens – wurden in der Folge kritisiert (Meuser und Nagel 1997). Zwecks Präzisierung des Expertenbegriffs verlegte man sich auf eine genauere Abgrenzung des Experten von seinen nahen Verwandten, etwa dem Spezialisten, dem Professionalisten oder dem Intellektuellen (Hitzler 1994). Das ist wissenssoziologisch aufschlussreich, führt aber für unsere Zwecke zu sehr ins Kleingedruckte, weil es in methodischer Hinsicht nicht mehr relevant wird. Schließlich reichen die analytischen Differenzierungen niemals aus, um daraus divergierende methodische Vorgehensweisen abzuleiten und unterschiedliche Typen qualitativer Interviews zu begründen.

Anders ist dies beim Begriff der Elite. Trotz aller Konvergenzen zwischen der Elite und dem Expertentum: Der Begriff der Elite stellt eine geeignete Kontrastfolie dar, um die Besonderheiten des Experten zu veranschaulichen – zumindest, sofern man den Einsichten der kritischen Eliteforschung folgt (im Überblick: Hartmann 2004). Diese hat gezeigt, dass die Reproduktion von Eliten einer Logik gehorcht, bei der weniger kognitive Aspekte im Mittelpunkt stehen, sondern vielmehr soziale

Aspekte: Über Zugehörigkeit zur Elite entscheiden Kontakte und Netzwerke, der Habitus, ein souveränes Auftreten und der richtige „Stallgeruch“. Veranschaulichen lässt sich dies anhand der Zulassungsprozeduren für US-amerikanische Eliteuniversitäten. Die Zulassungskriterien, allen voran der Anspruch an „Leadership“, begünstigen den Nachwuchs aus den „besseren Kreisen“ (Hartmann 2004, S. 123 ff.). Kognitive Fähigkeiten hingegen werden für eine Differenzierung zwischen den Bewerbern kaum schlagend. Im Elitenbegriff spiegelt sich denn auch vor allem das Bewusstsein einer sozialen Privilegierung, die mit besonderen kognitiven Qualitäten recht wenig zu tun haben muss.

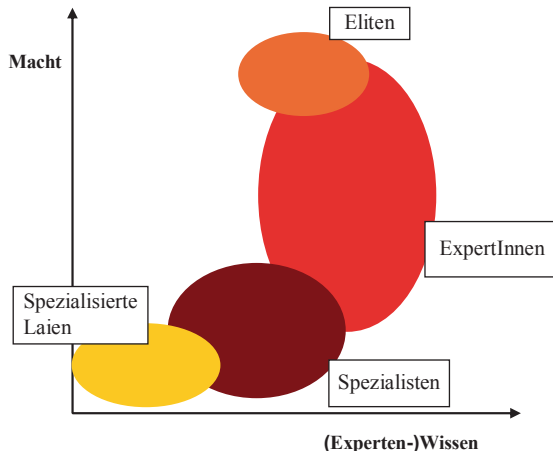
Der Expertenbegriff hat demgegenüber einen stärker meritokratischen Anstrich, steht hier doch – anders als bei der Elite – der Wissensaspekt im Vordergrund. Natürlich gibt es Überschneidungen, etwa weil Experten in herausgehobene Leitungspositionen berufen werden und damit zur Funktionselite gezählt werden können. Einschlägige Beispiele wären etwa die Spitzen der Verwaltung, die Mitglieder des Aufsichtsrats in Unternehmen oder die Rektoren von Eliteuniversitäten. In diesem Sinne ist die Funktionselite als eine Teilmenge der Experten zu verstehen. Das wiederum heißt nicht, dass „gewöhnliche“ Experten über keine Machtpotenziale verfügen, im Gegenteil. Unseres Erachtens motiviert überhaupt erst die implizite oder explizite Annahme, dass Expertinnen qua ihres in einem Professionskontext relevanten Spezialwissens über Macht verfügen, zur Durchführung von Experteninterviews.

Mit anderen Worten: Wir interviewen Experten nicht allein deshalb, weil sie über ein bestimmtes Wissen verfügen. Von Interesse ist dieses Wissen vielmehr, sofern es in *besonderem Ausmaß praxiswirksam* wird. Wir befragen Experten, weil ihre Handlungsorientierungen, ihr Wissen und ihre Einschätzungen die Handlungsbedingungen anderer Akteure in entscheidender Weise (mit-) strukturieren. Das Expertenwissen, mit anderen Worten, erhält seine Bedeutung über seine soziale Wirkmächtigkeit.

Diese Überlegungen führen uns zu folgender Definition: *Experten lassen sich als Personen verstehen, die sich – ausgehend von einem spezifischen Praxis- oder Erfahrungswissen, das sich auf einen klar begrenzbaren Problembereich bezieht – die Möglichkeit geschaffen haben, mit ihren Deutungen das konkrete Handlungsfeld sinnhaft und handlungsleitend für Andere zu strukturieren.* Dieser Aspekt klingt bereits in verschiedenen wissenssoziologischen Definitionsversuchen an: Experten verfügen über eine „institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit“ (Hitzler et al. 1994) bzw. sie sind in der Lage, „strukturell bedeutsame soziale Beziehungen“ zu konstituieren (Sprondel 1979).

Unsere Ausgangsfrage „Was ist das Besondere am Expertenwissen?“ lässt sich demnach folgendermaßen beantworten: Das Besondere am Expertenwissen besteht

Abb. 2.1 Zur Unterscheidung des Experten- und Elitenbegriffs. (vgl. Littig 2008)



nicht nur in dessen besonderer Reflexivität, Kohärenz oder Gewissheit, sondern auch insbesondere darin, dass dieses Wissen in besonderer Weise praxiswirksam und damit orientierungs- und handlungsleitend für andere Akteure wird. Dieser Machtaspekt erstreckt sich im Übrigen nicht nur auf den „eigenen Betrieb“ des Experten, also auf seinen engeren Berufskontext (etwa eine Forschungsabteilung, ein Beratungsgremium usw.). Die Macht des Experten kann sich auch als Einflussmöglichkeit in anderen, dem Berufskontext des Experten fremden Bereichen realisieren (z. B. in Form der Beeinflussung der Politik durch Expertise).

Unsere Definition des Experten zeichnet also den Experten als Personifikation einer charakteristischen Macht-Wissen-Konfiguration. Diese Konfiguration unterscheidet den Experten allerdings erheblich von Mitgliedern der Eliten, trotz aller Überschneidungsmöglichkeiten, die wir oben bereits erwähnt haben. Die Unterscheidung des Experten- und Elitenbegriffs lässt sich folgendermaßen veranschaulichen (s. Abb. 2.1).

Unser Diagramm versteht sich als ein (notwendiger, simplifizierender) Versuch, maßgebliche Differenzen zwischen Eliten, Expertinnen und Spezialisten anhand der beiden Dimensionen von Macht und Wissen abzubilden. Bei näherer Überlegung werden weitere Differenzen zu Tage treten, die aufgrund ihrer Komplexität nicht in ein einfaches Schema zu bringen sind. Um ein Beispiel zu geben: Der Experte ist – im Gegensatz zum Spezialisten – nicht allein durch Sonderwissen in Form fachspezifischer Kompetenzen charakterisiert, sondern durch seine Fähigkeit, Verbindungen zu anderen Wissensbeständen und Wissensformen herzustellen und die Relevanz des eigenen Wissens zu reflektieren (Hitzler 1994, S. 21 f.). Erst

diese Fähigkeiten machen den Experten auch für Akteure außerhalb der eigenen Wissenskultur anschlussfähig und interessant. Meist sind es daher nicht die Experten mit dem größten Spezialwissen, die in leitenden Funktionen sitzen, sondern jene, die es trotz notwendiger Spezialisierung gelernt haben, über den sprichwörtlichen Tellerrand hinaus zu schauen. Verfügt der Experte qua Status und Position über außergewöhnliche Machtpotenziale, spricht man von Funktionselite. In der Abbildung ist dies durch die Teilmenge zwischen Experten und Eliten symbolisiert.

Schütze (1992) paraphrasierend kann man abschließend festhalten: Experten besitzen die Möglichkeit zur (zumindest partiellen) Durchsetzung ihrer Orientierungen. Experten zeichnen sich dadurch aus, dass sie maßgeblich bestimmen, aus welcher Perspektive und mithilfe welcher Begrifflichkeiten in der Gesellschaft über bestimmte Probleme nachgedacht wird. Genau diese Praxisrelevanz macht die Experten für viele empirische Forschungsprojekte und Forschungsfragen interessant.



<http://www.springer.com/978-3-531-19415-8>

Interviews mit Experten

Eine praxisorientierte Einführung

Bogner, A.; Littig, B.; Menz, W.

2014, VI, 105 S. 1 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-531-19415-8